

Make space

Pen WiPC Konferenz, Lillehammer, Norwegen 31.5 – 2.6.2017



Make space – so lautet das Motto einer Kampagne, mit der PEN International seine diesjährige Konferenz in Lillehammer eröffnete und deren erklärtes Ziel es ist, Schriftstellern im Exil – und damit dem Thema von Flucht und gewaltsamer Vertreibung – Raum zu verschaffen, sprich zu einer größeren öffentlichen Aufmerksamkeit zu verhelfen.

Durch Lesungen, Publikationen und der Teilnahme an Literaturveranstaltungen in ihren jeweiligen Zufluchtsländern soll der wachsenden Zahl verfolgter Schriftsteller die Möglichkeit gegeben werden, ihre Werke in ihrem neuen Lebensumfeld vorzustellen und sich auf diese Weise menschlich und literarisch zu positionieren. Die interkulturelle Dimension von Kunst, sprich die Begegnung und der Austausch von Schriftstellern und Künstlern unterschiedlicher Nationalitäten, Religionen und Erfahrungshorizonte als Medium gewaltfreier Kommunikation soll damit ins Blickfeld des allgemeinen Interesses gerückt werden.



Zum Auftakt der Kampagne rekapitulierte und reflektierte der gebürtige Kenianer Ngugi wa Thiong'o im Dialog mit der aus Zimbabwe stammenden Journalistin Grace Mutandwa die Stationen eines engagierten Schriftstellerlebens.

In den Mittelpunkt seiner Rede stellte wa Thiong'o, der als eine der prägnantesten literarischen Stimmen Afrikas gilt und verschiedentlich für den Nobelpreis nominiert war, die Heterogenität literarischer Weltzugänge als Ausdruck menschlicher Freiheit schlechthin. Jede Sprache, so wa Thiong'o, enthalte ihr eigenes Wissen und ihre eigene Weisheit und trage auf diese Weise dazu bei, Menschen und Kulturen im Dialog miteinander zu verbinden. Mit dem Satz *Cultural connection is the oxygen of civilisation* brachte er den Zusammenfall der ethischen und ästhetischen Dimension von Kunst – also ihre eigentliche Bestimmung – prägnant auf den Punkt und knüpfte damit an die große Tradition eines weltoffenen, kosmopolitischen Literaturverständnisses an, wie es im deutschsprachigen Raum idealtypisch etwa durch einen Autor wie Stefan Zweig repräsentiert wird.

Bezeichnenderweise spielt ein solcher, von Humanismus und dem Ideal der Völkerverständigung geprägter Begriff von Literatur heutzutage in der westlichen Welt kaum eine nennenswerte Rolle und wird eher von Intellektuellen und Schriftstellern in Afrika, Südamerika und der aufgeklärten arabischen Welt vertreten und verteidigt.

Um Ideale nicht nur zu proklamieren, sondern die persönliche Bereitschaft zu entwickeln, sich aktiv für sie einzusetzen und um sie zu kämpfen, bedarf es offenbar

– so lehrt uns die Geschichte – einer unmittelbaren Bedrohung, die den Einzelnen dazu zwingt, Position zu beziehen.



Dieses moralische Dilemma wurde explizit von der aus Pakistan stammenden und heute in London lebenden Autorin Kamila Shamsie aufgegriffen, die ihre europäischen Kollegen in ihrer *Bjørnson Lecture* eindringlich dazu aufrief, das Recht auf freie Meinungsäußerung auch in Ländern zu verteidigen, in denen es selbstverständlich und unantastbar erscheint.

Demokratie und Redefreiheit seien, wie die jüngsten Entwicklungen etwa in der Türkei lehrten, keineswegs ein verbürgtes Recht, sondern müssten in jeder Generation aufs Neue verteidigt werden. Anders als es viele ihrer europäischen Schriftstellerkollegen empfänden, so Shamsie, sei das Etikett des *politischen* Autors keine Schande, sondern im Gegenteil eine gesellschaftliche Notwendigkeit, ja ein ethisch-literarischer Imperativ.

Dass gesellschaftlicher Friede und eine demokratische Kultur des Dialogs tatsächlich ein unschätzbare Gut darstellen, dessen Wert denjenigen, die es (noch) besitzen, häufig allzu wenig bewusst ist, zeigte sich im Verlaufe des Kongresses in den Vorträgen, Diskussionsbeiträgen, Lesungen und Filmen, in denen die zumeist prekäre Situation von Schriftstellern in den beständig wachsenden Krisenherden dieser Welt auf unmissverständliche Weise thematisiert und künstlerisch verarbeitet wurde. Tatsächlich erscheinen Versöhnung und Dialog – zumal im Medium der Kunst – in vielen Teilen der Welt als eine Utopie, deren Verwirklichung angesichts der zunehmend unüberschaubaren politischen Verhältnisse nahezu aussichtslos anmutet. Der Umfang und das Gewicht – im wahrsten Sinne des Wortes! – der Print-Version der aktuellen *Case list* verfolgter und inhaftierter Autoren spricht in diesem Zusammenhang für sich.

Und dennoch: Selbst in den schwierigsten Situationen ist es dem Menschen gegeben, Kräfte in sich zu mobilisieren, die es ihm ermöglichen, sich seiner Entwürdigung durch Hass und Gewalt zu widersetzen und also über sich selbst hinauszuwachsen.



Wortlos dokumentiert der syrische Filmemacher und Journalist Ali Al-Ibrahim in seinem Kurzfilms *One day in Aleppo* den Alltag in seiner fast vollkommen zerstörten Heimatstadt. Was wir sehen, ist jedoch weit mehr als der Kampf um das nackte Überleben. Was dieser Film in kurzen Sequenzen eigentlich beschwört, ist der unbeugsame Wille der Menschen von Aleppo zum moralischen Überleben. Inmitten der Zerstörung des Krieges sehen wir einen kleinen Jungen, der jeden Morgen in seine längst geschlossene Schule geht, Kinder, die die Mauern zerbombter Häuser mit bunter Farbe bemalen, zwei Männer, die eine Katzenkolonie mit Futter versorgen – mit Reis, dem einzigen Lebensmittel, das offenbar noch verfügbar ist....

Hier der Trailer dieses eindrucksvollen Films, der bereits auf vielen Festivals in der ganzen Welt gezeigt wurde:

<https://www.youtube.com/watch?v=Z3Sz9h787pk>

Unbedingt sehenswert sind in diesem Zusammenhang auch folgende Filmporträts:

Der Clown von Aleppo: <https://www.youtube.com/watch?v=wo2ic2pyHJI>

Der Gärtner von Aleppo: <https://www.youtube.com/watch?v=IJGp3g93h6M>



Im Rahmen einer abendlichen Performance, in der Musiker, Schauspieler und Tänzer aus Afghanistan, dem Iran, Syrien und Palästina sich unter der Regie des norwegischen Musikproduzenten Erik Hillestad auf unaufdringlich-subtile Art dem Thema Flucht und Exil näherten, wurde einmal mehr das immanente Kraftpotential künstlerischen Ausdrucksvermögens als Sinnbild der Unzerstörbarkeit menschlicher Würde deutlich. Herausragend die Tanzperformance des jungen syrischen Tänzers Ahmad Joudeh, der aufgrund einer Reportage des niederländischen Fernsehens Zuflucht in den Niederlanden fand – und ein Engagement beim niederländischen Nationalballett.

Die zweiteilige Dokumentation über seine Geschichte ist hier nachzusehen:

<https://www.youtube.com/watch?v=vqJQOMZCiwY&t=11s>

https://www.youtube.com/watch?v=FIk2vfl_Sz8



Im Rahmen eines Workshops präsentierte der norwegische Kommunikationsexperte Steinar Bryn vom *Nansen Center for Peace and Dialogue*, einem in Lillehammer ansässigen Instituts für Friedens- und Konfliktforschung, seine langjährige Arbeit in den Krisenregionen dieser Welt, insbesondere den Balkanregionen.

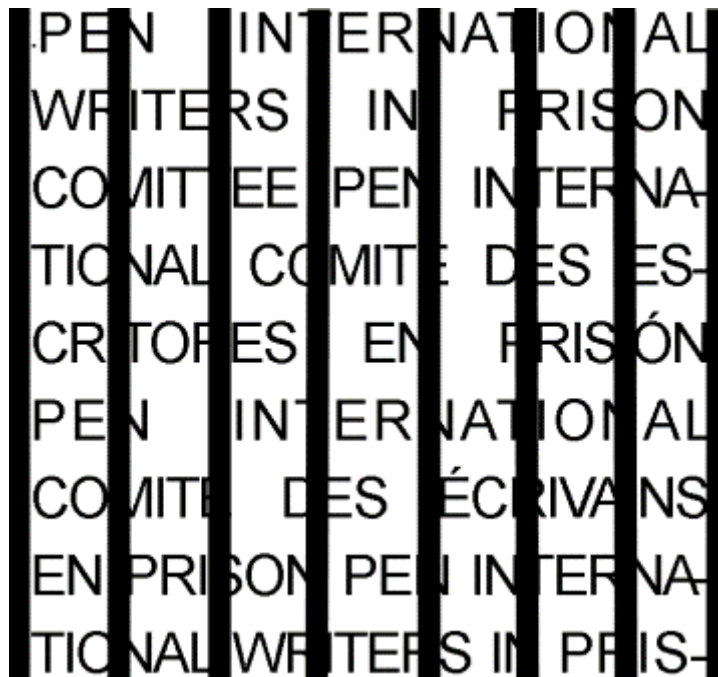
Im Zentrum von Bryns besonderem Ansatz der gewaltfreien Kommunikation steht der Dialog – und zwar nicht als probates Mittel zur möglichst raschen Konfliktbewältigung, sondern als langsamer Prozess gegenseitigen Zuhörens und Verstehens. Die Projekte des Nansen Instituts sind langfristig angelegt. Die zum Teil in Lillehammer selbst stattfindenden Seminare und Projekte dauern von einer Woche bis zu drei Monaten. Das Institut versteht sich in diesem Sinne als Schutzraum, einen neutralen Ort, an dem verfeindete Parteien sich vorsichtig aufeinander zubewegen können. Ausdrücklich betont Bryn die Langsamkeit seiner Arbeitsweise, die nicht auf unmittelbare Verwertbarkeit hin angelegt ist, sondern auf eine innere Veränderung der Menschen, darauf, Denkprozesse in Gang zu setzen, die langfristig das Zusammenleben in Konfliktregionen zum Besseren wenden sollen.



Vor dem Hintergrund der aktuellen politischen Entwicklungen in vielen Ländern der Erde mutet eine Kultur des Dialogs, wie sie vom Nansen Center vertreten wird, allerdings geradezu utopisch an.

Die Berichte von Schriftstellern und Journalisten aus der Türkei, Mexiko, Bangladesch, Syrien, Eritrea und dem Irak vermitteln ein beklemmendes Bild der realen Verhältnisse. In vielen Ländern der Erde gehören Verfolgung, Inhaftierung und Ermordung von Schriftstellern, Journalisten und Menschenrechtsaktivisten längst zum Alltag.

Wer es dennoch wagt, seine Meinung zu vertreten, setzt sein eigenes Leben – und nicht selten auch das seiner Familie – Tag für Tag aufs Spiel. Durch die *empty chairs*, die leeren Stühle, wurde auch auf der diesjährigen Konferenz an all diejenigen erinnert, die nicht in Lillehammer dabei sein konnten, weil sie sich in Haft befinden: an den saudischen Blogger Raif Badawi, die syrische Menschenrechtsaktivistin Razan Zaitouneh, die Schriftsteller Amanuel Asrat, Dawid Isaak und Idris Said Arre aus Eritrea und den russischen Filmemacher Oleg Sentsov.



Zum Abschluss der Konferenz wurde über eine eventuelle Namensänderung von *Writers in Prison* diskutiert und am Ende abgestimmt.

Einige Teilnehmer sprachen sich dabei für *Writers at risk* aus – die Situation in vielen Ländern habe sich derart verschärft, dass der Fokus nicht nur auf bereits inhaftierten Schriftstellern liegen dürfe, sondern all diejenigen umfassen müsse, die sich in der permanenten Gefahr befänden, verhaftet zu werden.

Am Ende sprach sich die Mehrheit der Teilnehmer allerdings für die Beibehaltung des alten Namens aus.

Ich selbst habe mich – hoffentlich im Sinne der Mehrheit auch unseres Zentrums – ebenfalls gegen eine Namensänderung ausgesprochen. Zum einen eingedenk der historischen Bedeutung, zum anderen, weil ich glaube, dass man das Wort *Gefängnis*

getrost als Metapher für eine Vielzahl unterschiedlicher Situationen begreifen kann, in denen Menschen das Recht verwehrt wird, ihr Leben in freier Selbstbestimmung zu entfalten.



Eine positive Nachricht zum Schluss: Überall auf der Welt werden zurzeit neue PEN-Zentren gegründet: insbesondere in Afrika, aber auch auf Kuba und im Süden des indischen Subkontinents. Für die inhaftierten Schriftsteller, so wird es von vielen ehemaligen Häftlingen bezeugt, ist jede Stimme, die von außen zu ihnen dringt, wichtig, ja überlebensnotwendig. Das Wissen darum, nicht vergessen zu sein, verleiht ihnen überhaupt erst den Mut, die Hoffnung nicht aufzugeben.

Solidarität – eines jener Wörter, deren Bedeutung sich in unseren Breiten längst ins Unbestimmte, ja Unverbindliche verflüchtigt hat, ist für den, der sich in akuter Lebensgefahr befindet, eben nicht nur ein Wort, sondern eine notwendige Kraftquelle im Kampf um das physische und psychische Überleben.

Stefanie Golisch